

Generation zur Verwurzelung in einem bestimmten Wertsystem, und der christliche Religionsunterricht trägt in sich die Möglichkeit, antijüdische Samen auszustreuen oder ihre Verbreitung zu verhindern. Gerade das neue Heft, in welchem sich eine Reihe von Beiträgen mit dem Thema der Beziehungen des Christentums zum Judentum, des Prozesses Jesu und der jüdisch-christlichen Auseinandersetzung in unserer Zeit befassen, dürfte unter diesem Gesichtspunkt für den Lehrer von großem Wert sein, wenn er das Material für seine eigene Stellungnahme im Unterricht vorbereitet . . .

Die Herausgeber des Freiburger Rundbriefes gehen in ihrer Arbeit naturgemäß von einem christlich-katholischen Standpunkt aus; sie bilden eine Gruppe, denen die Klärung und Intensivierung ihrer Lebensbeziehungen zum Volke Israel — und damit auch zu Land und Staat Israel — eine zentrale Aufgabe ist, die ihnen ihr Gewissen stellt. Zweifellos ist es Menschen der Art Gertrud Lukners und ihrer Mitarbeiter gelungen, auf diesem Wege einen ernsthaften Schritt zu tun.“

Ein erfreuliches Echo auch verdanken wir der Besprechung durch den *Südwestfunk* (in seinen „Nachrichten aus der christlichen Welt“ vom 7. Januar 1962, sowohl über Mittelwelle und UKW I wie über UKW II), das eine tatsächlich „recht große Hörerzahl aufmerksam gemacht“ hat!¹

13 b Sind wir so unverständlich?

H., den 1. Juli 1962

Sehr geehrter Herr Professor, als mir jetzt, Monate nach dem Erscheinen des letzten Freiburger Rundbriefes, die Notizen wieder in die Hand kommen, die ich mir gleich beim ersten Lesen gemacht hatte, sehe ich doch, daß ich sie nicht in der Schreibtischschublade lassen kann. Sie betreffen eine Situation des christlich-jüdischen Gesprächs, die mir immer wieder begegnet, und die sehr viel Beunruhigendes hat. Erlauben Sie bitte deshalb mir, der Nicht-Jüdin, Nicht-Theologin, Nicht-Christin, Ihnen in möglichster Kürze das mir wesentlich Erscheinende aus diesen Notizen vorzutragen.

Wie stehen die Christen vor den Juden? (Ich zitiere die Stellen nach Seitenzahl und Spalte im Freiburger Rundbrief.) Die in App 3, 17 schon von Petrus zur Entlastung der Juden angeführte „Unwissenheit“ soll auch jetzt (S. 6, 2 und 11, 1) die Haltung des Christen gegenüber dem Jesus als Gottessohn nicht glaubenden Juden bestimmen. Im ganzen Heft steht kein Wort darüber, ob nicht auch Juden den Christen „Unwissenheit“ (etwa der Gründe der Ablehnung oder der historischen Konsequenzen, die Christen aus der so postulierten Unwissenheit gezogen haben) vorzugeben hätten; damit ist die Ausgangsposition für beide Gesprächspartner eine ungleiche und ein wirkliches Aufeinanderhören, wie es doch notwendig wäre und — von wem? — erstrebt wird, nicht mehr möglich.

Das weitere läßt sich in Kürze sagen: auf christlicher Seite fallen — u. a., aber eben doch in den Gesprächston bestimmender Weise — die Worte vom „Unrecht Israels, den Glauben Christus verweigert zu haben“ (S. 7, 1), es habe sich seither „*verirrt*“. Zweimal wird Israel zugerufen (S. 14, 1 und 73, 1) „Du Gottesknecht, erkenne Dein Haupt in Jesus, dem Gottesknecht!“ und immer wieder betont, Israel werde, es möge wollen oder nicht, eines Tages seinen Irrtum einsehen müssen und sich zu Jesus als seinem Messias bekennen: S. 17, 2 (die „abgewendete Brautgemeinde“), S. 48, 1 (wann Israel das NT „usurpieren“ werde?) und S. 51, 2 (wenn der „ältere Bru-

der“ seine besondere Aufgabe einmal annimmt, wird sein Zeugnis schließlich zu einem Zeugnis von . . . seinem eigenen Messias (Christus) werden müssen. Und weiter S. 51, 2 klingt es fast wie Drohung: auch für die Juden gäbe es keine Ausnahme, auch sie könnten nur durch Jesus gerettet werden.

Ungefähr in der Mitte all dieser Äußerungen findet sich dann der Beitrag von Ernst Ludwig Ehrlich, in dem mit unmißverständlicher Deutlichkeit gerade alle jene abgewiesen werden, die versuchen, die Juden davon zu überzeugen, daß *ihr Weg ein Irrweg sei* (S. 49, 1).

Was nun? Ernst L. Ehrlich und alle, die hinter ihm stehen, bearbeiten, damit sie endlich zur Einsicht kommen? wie soll es sonst ein Gespräch geben? Aber werden die Juden jetzt, nach dem letzten großen Opfergang, wollen, was sie zweitausend Jahre nicht gewollt haben?

Aber gibt es denn wirklich für Christen gar kein anderes Thema als die Frage, wann die Juden endlich Christen werden? (Man meidet so sorgfältig die Vokabel „bekehren“, aber es läßt sich, wie man sieht, auch anders ausdrücken.) Ich kenne eine spontane jüdische Antwort auf diese Frage: „Fünf Minuten, nachdem alle Christen wahrhaft Christen geworden sind!“

Es ist mir nicht wohl bei der Vorstellung, daß dieses letzte Freiburger Heft in die Hand vieler Religionslehrer z. B. gekommen ist. Sie werden eine Menge Material darin finden, das sie in der ja noch immer verbreiteten christlichen These von der Halsstarrigkeit und Blindheit des nicht christusgläubigen Juden bestärkt.

Müßte es nicht förderlicher sein, sich zunächst einmal Gedanken darüber zu machen, wovon nach allem, was in vielen Jahrhunderten abendländischer Geschichte den Juden geschah, nun endlich einmal zu schweigen ist, schweigen, damit man in den Stand gesetzt wird, zu hören? und nicht immer wieder Fragen zu stellen, auf die es eine jüdische Antwort so, wie sie von christlicher Seite erwartet wird, nicht geben kann?

Aber fragen sollte man — und dann freilich sehr gut zuhören — *warum* die Judenheit trotz aller entsetzlichen Drangsalen beständig „nein“ zu Jesus als dem Gottessohn sagt, warum er nicht ihr Messias sein kann, denn das hat ja die Christenheit bis heute nicht begriffen, daß dieses Nein nicht törichter Trotz ist, sondern aus tiefsterstern, bewegten Gewissen kommt. Fragen sollte man auch, was das Gesetz, das eigentlich Weisung heißt, im Judentum bedeutet, und man sollte um der eigenen Würde und des eigenen geistigen Anstands willen endlich sich sagen lassen, daß es nicht das „Mittel zur Selbsterlösung“ (S. 7, 1 und S. 70, 2 unten) ist, wie die Christen apologetisch und gedankenlos behaupten. Wozu haben Rosenzweig, Baeck, Buber, Scholem und viele andere immer wieder darüber geschrieben, wenn die Christen das Selbstverständnis der Juden einfach ignorieren?

Ich habe sehr geradeheraus gesagt, was mir des Bedenkens zu bedürfen scheint; bitte nehmen Sie es nicht als „Attacke“, sondern als Ausdruck des Bemühtseins um Dinge, von denen ich weiß, wie sehr sie gerade Ihr Anliegen sind.

Mit freundlichen Grüßen

Frau Dr. L. M.

Lörrach, den 6. Juli 1962

Sehr geehrte Gnädige Frau,

vor allem haben Sie aufrichtigen Dank für Ihre offenen Worte vom 1. Juli, mit denen Sie tendenziell wohl für viele unserer nichtchristlichen Rundbriefleser (ob Juden oder Nichtjuden) gesprochen haben und die ganz gewiß nicht als „Attacke“ mißverstanden werden, da ja doch offenkundig ist, daß Sie durch Klarstellung von Mißverstehbarem der Sache guter christlich-jüdischer Beziehungen dienen wollen.

Dabei ist es allerdings höchst zweckmäßig gewesen, daß Sie sich einleitend gleich als „Nicht-Jüdin, Nicht-Theologin, Nicht-Christin“ vorgestellt haben. Denn das erleichtert beim Lesen Ihres Briefes das Verständnis für das, was der theologisch geschulte *christliche* Leser *dieses Briefes* als ‚Verständnislosigkeit‘ bei *Ihrem* Lesen des Rundbriefes empfinden muß:

¹ Auch diesmal seien aus der Fülle der Hinweise und Besprechungen in Zeitungen, Zeitschriften und Blättern noch einige erwähnt: die Kirchlichen Amtsblätter, Berlin (34/2), vom 1. 2. 1962; Paderborn (Stück 5), vom 9. 3. 1962; Regensburg, Nr. 2, vom 16. 2. 1962; Würzburg (108/3), 1. 2. 1962; sowie „Umschau im Bistum Aachen“, vom 1. 2. 1962; „Unsere Seelsorge“, Münster (13/2), März 1962; Die Christliche Frau (51/1), Köln, 1962; evangelischerseits „Kirche in der Zeit“ (XVII/3), März 1962; und zahlreiche andere in- und ausländische Besprechungen erfreuten uns durch ihr Interesse.

Ein zunächst ja doch eben für christliche Theologen (Kirchenblattredakteure, Religionslehrer an Höheren Schulen und ihresgleichen) bestimmtes Informations-, Dokumentations- und Diskussionsorgan darf und muß ja gewiß die Sprache sprechen, die von seinen Normal-Lesern verstanden wird. Darüber hinaus verstanden von den geschulten Theologen in allen Lagern! So konnte gerade der von Ihnen als Kronzeuge angerufene Herr Dr. Ehrlich auf Prof. Stiers Appell (S. 73 links oben) in Niederaltaich sofort spontan antworten, daß er für die Logik eines solchen Anrufs in der unausweichlichen Konsequenz christlichen Glaubens, der sich selbst absolut ernstnimmt (und nur so auch Aussicht hat, als solcher unverfälscht und abstrichlos christlicher Glaube im eignen ‚Lager‘ mit dem Appell zur christlichen ‚Umkehr‘ gegenüber dem Alten Bundesvolke ernstgenommen und nicht als „indifferentistisch“ abgetan zu werden), volles Verständnis habe und darin keineswegs ein „missionarisches“ Überredenwollen des Gesprächspartners erblicke. — Unter den Nicht-Theologen aber (vollends als Nicht-Christen) ist solches Verständnis offenbar weit weniger leicht zu erreichen, so daß wir Theologen es nun unsererseits wieder schwer haben zu verstehn, daß wir so gründlich mißverstanden werden, wie es uns scheint, wenn wir Ihren Brief als Echo auf den FREIBURGER RUND-BRIEF XIII vor Augen haben.

Das gilt am allermeisten gleich für den ersten Punkt: Dieser ganze FR XIII ist sozusagen eine einzige Beschwörung der christlichen Rundbriefleser, *ihre* — nachgerade wirklich nur noch *schuldhaft* festhaltbare — Unwissenheit in Sachen des Alten Bundesvolkes endlich zu überwinden und u. a. die *nicht* generell als schuldhaft anrechenbare ignorantia invincibilis der Juden (mit Paulus, Röm 10, 2) zu respektieren; aber weil Sie zufällig die Vokabel „Unwissenheit“ nicht auf die Christen angewendet fanden, behaupten Sie — nach so gründlicher Lektüre, wie sie aus Ihren Zitaten hervorgeht! — das genaue Gegenteil!

Weiter: Daß die Christen (sonst wären sie ja keine!) das Alte Gottesvolk für „verirrt“ (oder: durch eine Hülle über den Augen — i. S. von 2. Kor 3 — an gläubiger Sicht verhindert) halten, das schockiert Sie; daß die Juden (sonst wären sie keine) den Christus-Gottessohn-Glauben für Irrtum (und objektive, wie sehr auch subjektiv gutgläubige Gotteslästerung) halten (etwa Schoeps im FR XIII erwähnten Buch auf S. 51, ja im Rundbrief selbst — XII, 41, Anm. 1! — oder Rosenzweig wiederholt), das scheint Ihnen offenbar nicht mit dem gleichen Maße meßbar zu sein.

Daß nach christlicher Glaubensgewißheit ausnahmslos *alle* Menschen (Christen, Juden, last not least gutgläubig irrende, aber gewissenhafte ‚Heiden‘ laut Röm 2, 14 f. und Pius IX.) ganz allein *durch* diesen und „*in* diesem Namen“: *Jesu Christi* gerettet werden (XIII, 51 rechts), das interpretieren Sie als „fast wie Drohung“ klingend, statt vielmehr als eben die Verheißung, die für die Christen Bruderschaft mit dem Nichtchristen möglich macht.

Und dann verlangen Sie noch von uns ein ‚Fragen‘ und ‚Zuhören‘, welches wir doch seit 14 Jahren in diesem Rundbrief wie noch keine frühere christliche Generation zu betreiben meinen! Ob nicht Sie (und vielleicht manche andern nicht-christlichen Rundbriefleser) solches Hinhören auf das, was *wirklich*, nicht bloß oberflächlich zur Kenntnis genommen, christlicherseits gerade hier gelehrt wird, auch nötig hätten? So daß z. B., wie *wir* uns über den Weisungs-Aspekt des Gesetzes belehren ließen, *Sie* hinnähmen, daß es eben auch den andern Aspekt zeigt, über den ich mich zuletzt FR XII mit Schoeps und — dort S. 42, 1. Abs. 3 zitiert — schon früher im FR mit den von Ihnen genannten Autoren auseinandersetzte! Wenn nicht nur die Herzensträgheit der meisten, leider auch und gerade der theologisch ‚gebildeten‘, Christen für unsern Appell stumpf bleibt, sondern auch die andre Seite so gar keine Spur von Bereitschaft zeigt wie Sie, zu verstehn, *was* wir eigentlich sagen, dann weiß ich wirklich nicht, welche Chancen der Versuch: EINANDER GEGENSEITIG ZU VERSTEHEN (statt vor dem andern zu kapitulieren, wie Sie's den Christen — als: „endlich einmal zu schweigen“ — zu-

muten) überhaupt noch haben soll. Aber die spes contra spem bleibt, und für die redliche Desillusionierung dankt nochmals freundlich grüßend der Ihre

K. Th.

Dr. E. L. Ehrlich hat auf beiderseitige Bitte folgendermaßen zu dieser Korrespondenz Stellung genommen:

Ich glaube zu verstehen, woher das Unbehagen von Frau Dr. M. stammt: Die christlich-jüdische Problematik wird bisweilen in einer theologischen Fachsprache ausgetragen, die „Nichteingeweihten“ schlechthin unverständlich ist. Daran läßt sich freilich nichts ändern, denn über Theologie kann man nur in den entsprechenden Termini reden, welche der Gedankenwelt des Alten und des Neuen Testaments entstammen. Andererseits übersehe ich nicht die Gefahr eines solchen Vorgehens: Das Mißverständnis, hierbei handele es sich um menschliche Werturteile, liegt allzu nahe. Das Gespräch wird eben nun heute nicht mehr nur in einem engen, geschulten Fachkreis geführt, sondern dringt in die Weite. Auch mir mißfällt es, wenn nun biedere Christenmenschen ständig über den „Irrtum“ der Juden „aufgeklärt“ werden, und kaum verstehen können, daß es sich hier um eine theologische Auseinandersetzung handelt. Noch ärger klingt es, wenn vom „Unrecht Israels“ die Rede ist. Mir scheint, daß keine andere Möglichkeit besteht, als neutestamentliche Äußerungen in ihren historischen Hintergrund zu stellen, um auf diese Weise auch dem Laien zu verdeutlichen, warum es bereits in der Spätantike eine christlich-jüdische Polemik gegeben hat (vgl. etwa 1. Thess 2, 14—16). Daß wir diese Auseinandersetzung nicht mehr so führen, wie sie etwa durch Johannes Chrysostomus geführt wurde, darf immerhin bereits als ein bescheidener Fortschritt gebucht werden.

Dazu kommt ein weiteres: Gerade der Kreis um den FR bemüht sich, nicht nur einen christlichen Monolog zu führen, sondern auch den Juden das demokratische Recht der Redefreiheit zu gewähren. Auch das ist leider neu. Es ist noch nicht allzu lange her, da gab es nur einen christlichen Monolog, in welchem die Juden angepredigt wurden, nun doch nicht mehr länger zu verweilen und sich endlich zu „bekehren“. Daß es auch mit Juden einen „Dialog“ geben könnte, ist eine Erkenntnis der jüngsten Zeit. In diesem Gespräch versuchen z. B. die Juden, ihren christlichen Mitbürgern klarzumachen, warum das jüdische Volk in einer „halsstarrigen“ Treue seiner Religion und seinem Volke nicht abzuschwören gedenkt, und daß die Juden ihrerseits die Taufe nur als einen „Irrweg“ zu erkennen vermögen, soweit man eine solche von Juden fordert, oder falls man, in liebender Hinwendung zu den Juden, ihnen eine solche nahelegt, andeutet, schriftgemäß zu erklären sucht.

Aber es geht meist gar nicht um so „eschatologische“ Dinge wie die Bekehrung der Juden. In einem christlich-jüdischen Dialog werden wir uns vor allem auch mit der Geschichte in den letzten zwei Jahrtausenden zu beschäftigen haben, und hier können gerade die Juden ihren christlichen Mitbürgern hilfreich einen Dienst erweisen. Wir können miteinander die Frage erörtern, warum es für die Juden inmitten der christlichen „Einheit“ des Mittelalters kein Lebensrecht gegeben hat, ferner, wie es geschehen konnte, daß auch sogenannte christliche Kreise beider Konfessionen sich noch in der Neuzeit von der Judenfeindschaft nicht freizumachen vermochten. Die Christen werden sich auch von Juden sagen lassen müssen, daß es weit passender gewesen wäre, eine „innere Mission“ zu treiben, als auf die Früchte der Judenmission zu lauern. Vielleicht wären dann nicht so große Teile des deutschen Volkes einem germanischen Heiden- und Barbarentum verfallen, sondern hätten in der Nachfolge des Juden Jesus von Nazareth gestanden.

Wenn ich Christ wäre, würde ich schwer über die Tatsache hinwegkommen, daß Edith Stein gerade als „Jüdin“, und nicht, weil sie Christin war, in Auschwitz vergast wurde, zu einer Zeit, als manche Christen in braunen Mörderuniformen in die Kirchen gingen und wie die Baalspriester nach beiden Seiten hinken wollten. Die Bibel weiß nämlich von keinem

Kompromiß gegenüber dem schlechthin Bösen. In einem christlich-jüdischen Dialog dürfte es für unsere christlichen Mitbürger heilsam sein, mit der Einsicht ernstzumachen, daß die Judenfeindschaft nicht von den Nazis erfunden wurde, die man heute meist als recht vulgäre Gesellen ablehnt. Judenfeindschaft hat es im 19. Jahrhundert auch im christlichen Lager gegeben, ebensowohl in der katholischen „Germania“ wie bei den Stöcker-Protestanten, deren Erbe auch heute noch nicht beerdigt ist.

Wenn Juden dergestalt den Christen offen und unmißverständlich mitteilen, was jüdische Menschen bewegt, so werden sie sich auch von Christen sagen lassen müssen, was diese auf dem Herzen haben. Handelt es sich hierbei wirklich um Christen und nicht nur um mechanisch getaufte Mitläufer, so werden diese Christen über ihren Glauben reden. Ob man das „Zeugnis ablegen“ nennt, oder ob man von einem „Dialog“ redet, ist nicht von Bedeutung; jahrhundertlang gab es ja nur einen christlichen Monolog, die Juden wurden gezwungen ihn anzuhören.

Juden und Christen können miteinander über das Alte und das Neue Testament reden. Sie mögen miteinander hören, was es zu sagen hat. Sie werden dabei freilich nicht ihre eigenen Wünsche in den Text hineininterpretieren. Die Juden können nicht beim sogenannten „Alten Testament“ stehen bleiben, sondern werden versuchen, ihren christlichen Partnern den Gehalt der jüdischen Tradition zu verdeutlichen. Diese rabbinisch-jüdischen Schriften sind christlicherseits bekanntlich bisher nur allzu oft Arbeitsgebiet für vor-

urteilsbestimmte Geschichtsklitterer gewesen, Pseudowissenschaftler, die sogenannten „Spätjudentümler“, welche sich selbst ein Gebilde verfertigten, und dieses als „Spätjudentum“ ausgaben. Juden und Christen, welche in der Lage sind, die jüdischen Texte auch wirklich zu lesen, werden ein anderes Bild von Judentum gewinnen, als jene theologischen Schnellmaler, deren Zerrbilder vom Judentum bis heute theologische Handbücher verunzieren.

Miteinander können Christen und Juden anderseits den Gedankenspurten des Paulus nachgehen, der bekanntlich gar nicht immer leicht zu verstehen ist, und die Juden werden oft in der Lage sein aufzuzeigen, wo Paulus jüdische Gedanken weiterentwickelt oder in ihr Gegenteil verkehrt. Christen und Juden können sich nicht „verständigen“, denn über die Kluft der Christologie führt keine hilfreiche Brücke, aber sie sollen miteinander um Verstehen ringen, nicht nur das je ihnen selbst Aufgegebene bezeugen, sondern auch die Achtung vor dem andern.

Wir haben heute wenigstens miteinander erreicht, daß die jüdische Stimme gehört wird. Wer das Judentum wirklich kennt, ist nie Antisemit gewesen, wer sich bemüht hat, in den Geist des Christentums einzudringen, kann nicht mehr gering-schätzig davon sprechen.

Jeder sollte in seiner eigenen Sprache reden dürfen, die Theologen (wie Herr Thieme), die „Nichtchristen“ (wie Frau M.) und schließlich auch die Juden, die eigentlich gar nicht *sprechen* müssen, sondern deren Geschichte und *Existenz* als Juden bereits Zeugnis *ist*.
E. L. Ehrlich

Rundschau

14/1 Dokumentation zum Eichmann-Prozeß¹

1. Todesstrafe an Eichmann vollstreckt

Tel Aviv, 1. Juni (dpa). Der zum Tode verurteilte ehemalige SS-Obersturmbannführer und Judenreferent im früheren Reichssicherheitshauptamt, Adolf Eichmann, ist in der Nacht zum Freitag (d. h. am 1. Juni 1962, Anm. d. Red. d. Rundbriefs), in dem Gefängnis von Ramleh in der Nähe von Tel Aviv durch den Strang hingerichtet worden. Nur wenige Stunden vorher hatte der israelische Staatspräsident Ben Zwi mehrere Gnadengesuche für den zum Tode Verurteilten, der von israelischen Gerichten der Verbrechen gegen das jüdische Volk und gegen die Menschlichkeit sowie des Kriegsverbrechens während des Zweiten Weltkrieges in fünfzehn Fällen für schuldig befunden worden war, abgelehnt.

Die Leiche Eichmanns wurde bereits in den frühen Morgenstunden des Freitags an Bord eines israelischen Polizeibootes eingäschert. Die Asche wurde ins Mittelmeer gestreut. In einer amtlichen Erklärung wurde darauf hingewiesen, daß die Einäscherung dem Willen des Hingerichteten entsprochen habe und daß auch mit den sterblichen Überresten der Nazi-Kriegsverbrecher auf Veranlassung des damaligen Nürnberger Tribunals so verfahren worden sei.

Die Hinrichtung fand um Mitternacht israelischer Ortszeit in dem Ramleh-Gefängnis unweit von Tel Aviv statt. Anwesend waren Gefängnisbeamte, vier Journalisten, darunter zwei ausländische Korrespondenten, ein Arzt, ein protestantischer kanadischer Priester und die Henker.

Nach Augenzeugenberichten machte Eichmann bei seiner Hinrichtung einen ruhigen und gefaßten Eindruck. Seine letzten Worte, bevor er die Schlinge um den Hals bekam, waren: „Lang lebe Deutschland, lang lebe Argentinien, lang lebe Österreich. Ich grüße meine Frau, meine Familie und meine Freunde. Ich hatte dem Kriegsgesetz und meiner Flagge zu

gehörten. Ich bin bereit.“ Eichmann lehnte es ab, daß man ihm bei der Hinrichtung die Augen verband. Vorher hatte er gegenüber den anwesenden Journalisten noch geäußert: „Nach einer kurzen Zeitspanne, meine Herren, werden wir uns wiedersehen — das ist das Schicksal aller Menschen. Ich glaubte während meines ganzen Lebens an Gott und sterbe als Gottgläubiger.“ (Vgl. Rundbrief XIII, 50/52, S. 66: Eichmann und Gott, sowie unten S. 40. Anm. d. Red. d. Rundbriefs.)

Mit dem Vollzug der Todesstrafe an dem 56 Jahre alten Eichmann fand das Strafgericht an einem der Hauptverantwortlichen für die Ermordung von Millionen von Juden durch das nationalsozialistische Regime während des Zweiten Weltkrieges sein Ende. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende, im Mai 1960, war Eichmann von israelischen Agenten in Argentinien aufgespürt und nach Israel entführt worden, wo am 11. April 1961 der Prozeß gegen ihn eröffnet wurde (vgl. Rundbrief XIII a.O. S. 55 f.). Im Dezember 1961 war Eichmann vom Jerusalemer Bezirksgericht in allen fünfzehn Punkten der Anklage für schuldig befunden und vier Tage später im Sinne der Anklage zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Die von Eichmanns Verteidiger, dem Kölner Rechtsanwalt Dr. Servatius, eingelegte Berufung war am Dienstag, drei Tage vor der Hinrichtung, von dem Obersten israelischen Gerichtshof zurückgewiesen worden...

(Aus: Badische Zeitung [17/126], Freiburg/Br. 2/3. 6. 1962)

2. Zusammenfassung des Urteils durch den Obersten Gerichtshof

„The Israel Digest of Press and Events in Israel and the Middle East“ (V/12), Jerusalem. 7. 6. 1962 berichtet (Wiedergabe aus dem Englischen):

Der Oberste Gerichtshof erklärte, als er — auf die Berufung Adolf Eichmanns hin — sein Urteil zusammenfaßte:

„Wenn wir uns entschlossen haben, sowohl den Richterspruch als auch das Urteil, das gegen den Appellanten gefällt wurde, zu bestätigen, so wissen wir nur zu wohl, wie völlig unzulänglich dieses Todesurteil ist im Vergleich mit dem grauen-vollen Tod von Millionen seiner Opfer. So wie es kein Wort

¹ Vgl. Rundbrief XIII, 50/52 1960/61, S. 55 ff. Dokumentation zum Eichmann-Prozeß bis zum Juli 1961.